



Leseprobe aus „Unter demselben Himmel – Geschichten einer Reiselustigen mit Ratgeber für (angehende) Abenteurer“ von Heidi Metzmeier

Kapitel 2: Die Entdeckung der Langsamkeit

Ich schreie entsetzt: „Was mach ich, was mach ich, was mach ich?“ Es ist keine Frage, sondern mein Ausdruck des Entsetzens im Angesicht des Unvermeidlichen.

Stefan antwortet vom Beifahrersitz ruhig und lakonisch: „Lenkrad gerade halten.“

Doch zu spät; da überschlägt sich unser Geländewagen – gefühlt in Zeitlupe – auch schon. Er rutscht mit einem fiesen Knirschen über den Schotter; ein Geräusch, das sich mir für immer ins Gedächtnis brennt. Der Deckel der Kompressorkühlbox hinter dem Fahrersitz ist durch die geborstene Windschutzscheibe in Richtung afrikanische Abendsonne unterwegs. Bierdosen, rohe Eier und andere Kühlwaren zischen an unseren Köpfen vorbei und zerplatzen im Fußraum.

Nach einer gefühlten Ewigkeit kommt unser Expeditionsmobil, zwar entgegen der Fahrtrichtung, aber immerhin auf allen vier Rädern, zum Stehen. Ich bin panisch, aber unverletzt. Erneut, zum Glück. Jetzt müssen wir aber raus hier, und das ist gar nicht so einfach, denn die Türen des Land Rovers lassen sich kaum noch öffnen. Der Geländewagen, der für die nächsten Monate unser Zuhause sein sollte, ist nur noch ein zerbeultes Häuflein Elend ohne Scheiben, das in seiner eigenen Brühe steht. Unsere Habseligkeiten sind auf der Straße verstreut oder bis in die angrenzenden Felder geflogen – und es wird dunkel. Wir sind mitten im Nirgendwo Namibias.

Stefan hat seinen Kopf während des Überschlags geistesgegenwärtig mit den Armen geschützt, denn das Dach eines Land Rovers gibt normalerweise bei Druck von oben nach wie ein Hamburgerbrötchen. Wir hatten unverschämtes Glück, denn der mit dem Fahrgestell verstrebte Stahldachträger unseres Geländewagens hat das Schlimmste verhindert. Stefan hat trotzdem ein Loch im Ellenbogen. Beim Überschlag ist ihm das Dach buchstäblich unter die Haut gegangen. Da er kein Blut sehen kann, ohne umzufallen, legt er sich vorsichtshalber an den Straßenrand. Daneben hockt zitternd und erschöpft mein Schutzengel und schaut mich mit diesem verwirrten Blick an, den ich inzwischen gut kenne. *Warum, Heidi? Schon wieder?* Ich schäme mich. Dieser Elchtest auf der Wellblechpiste war zwar unbeabsichtigt, aber vermeidbar und definitiv lebensgefährlich. Ich war deutlich zu schnell unterwegs und verriss im entscheidenden Moment das Lenkrad.



In das Armageddon, das ich uns geschaffen habe, rollt nun langsam ein alter Pick-up. Darin sitzen die Hanlies, ein älteres Farmer-Ehepaar. Sie brauchen nicht lange, um zu erfassen, was sich hier abgespielt hat, und so steuert Niam schnurstracks auf Stefan zu und überredet ihn, mit zur nächsten Farm zu kommen, wo seine Wunde mit Waffenöl desinfiziert (autsch!) und fachmännisch verbunden wird. Derweil sammelt seine Frau, Sonntag (sie heißt wirklich so), mit mir unseren Krimskrams zusammen, um ihn zurück ins Auto zu verfrachten – die Boxen, die auf dem Dach angeschraubt waren ebenso wie unsere Pässe, die Kameraausrüstung, Kleidung und den Kühlboxdeckel. Ich verstehe jetzt, wie sich Phil Connors alias Bill Murray in „Und täglich grüßt das Murmeltier“ gefühlt haben muss. Ich kann einfach nicht anders, als Sonntag das, was gerade passiert ist, immer und immer wieder zu erzählen, weil der Film als Endlosschleife durch meine Hirnwindungen saust. Sie stellt mir zur Ablenkung Fragen wie: „Wie seid ihr überhaupt hierhergekommen?“

Zum Millenniumswechsel saßen Stefan und ich auf einer libyschen Düne und beschlossen, den afrikanischen Kontinent im Detail und auf eigene Faust zu erkunden. Ein geeignetes Auto, einen Land Rover Defender 110 TDI, hatten wir bereits, allerdings wären einige Umbauten nötig, um ihn für eine Transafrikareise fit zu machen. Das bedeutete für Stefan, dass er seine Wochenenden und Feierabende über ein gutes Jahr hinweg in der Scheune von Freunden verbrachte; schraubend, sägend und fluchend.

Als ihm sein Arbeitgeber dann ein Sabbatical anbot, griff er zu, und ich reichte bei der PR-Agentur, für die ich arbeitete, die Kündigung ein. Unsere Wohnung vermieteten wir kurzerhand unter, und nach einem großen Abschiedsfest mit Familie und Freunden schipperte der Landy von Hamburg nach Kapstadt, während wir hinterherflogen – acht Monate Freiheit, wir kommen!

Der Trip ist gerade einmal drei Wochen alt, und jetzt das!

Inzwischen ist es dunkel. Stefan und Niam kommen zurück. Sie haben einen Abschleppwagen verständigt, der uns in den nächstgelegenen Ort bringen soll. Als wir uns von dem Paar verabschieden, umarmt mich Sonntag herzlich. „Diese Erfahrung, so schmerzlich sie ist, hat einen tieferen Sinn. Auch wenn ihr ihn jetzt noch nicht sehen könnt.“

Ich hoffe, dass die Erkenntnis nicht allzu lange auf sich warten lässt.

Auf halber Strecke zum nächsten Ort hat der Abschleppwagen eine Reifenpanne – das ist der Moment, in dem ich in die Phase der hysterischen Lachanfälle eintrete.



Danie, der Fahrer, setzt uns schließlich im einzigen und sehr teuren Hotel im Ort ab. An der Rezeption drücken sie uns zur Begrüßung erst einmal ein Glas Sekt in die Hand und ich gleite in die Phase der Heulkrämpfe. Die halbe Nacht liege ich wach und stelle mir vor, wie dunkle Schatten auf dem Hof des Abschleppdienstes alles aus unserem Auto klauen, was noch übrig ist – schließlich sind die Scheiben kaputt.

Beim Frühstück diskutieren wir unsere Optionen. Realistisch sind am Ende nur zwei Szenarien:

Variante 1 – Das war's. Wir fahren nach Hause.

Variante 2 – Wir lassen den Landy notdürftig reparieren, und schauen, wie es läuft.

Abgesehen davon, dass wir in Deutschland keine Wohnung und keine Jobs mehr haben, geben wir unseren Traum, von Kapstadt nach Kairo zu fahren, so schnell nicht auf. Allerdings müssen wir die Kosten für die Reparatur von unserem Reisebudget abziehen, weil wir uns gegen die völlig übererteuerte Versicherung entschieden haben. Es wird also darauf ankommen, was neben Blech und Glas noch kaputt ist.

Etwas später beim Abschleppdienst werden wir positiv überrascht, denn Danie hat auch schon nachgedacht und präsentiert uns einen Plan. „In Namibia bekommt ihr den Wagen nicht wieder flott. Die notwendigen Teile gibt es hier nicht, und sie zu importieren, wäre viel zu teuer. In Südafrika ist es leichter, also rufen wir einen Karosseriebaubetrieb in Kapstadt an, den ich gut kenne. Wenn die sagen, sie bekommen die Kiste wieder hin, fahre ich euch heute Nacht mit meinem Lastwagen zu ihnen.“ Dann führt er uns auf den Hof, wo unser Landy über Nacht gut aufgehoben war. Ich schäme mich für meine Gedanken.

Zum ersten Mal sehen wir das Ausmaß der Bescherung bei Tageslicht. Widerstreitende Emotionen ringen in mir um die Obermacht – am Ende überwiegt statt der Selbstvorwürfe die Dankbarkeit darüber, dass wir noch am Leben sind. Stefan verliert kein einziges Wort über das, was ich angerichtet habe – weder jetzt noch später.

Bei Panelrite in Kapstadt schauen sie sich unsere per Mail übermittelten Fotos an und glauben, dass sie uns wieder auf die Straße bekommen. So sitzen wir bei Anbruch der Dunkelheit zu dritt in der Kabine von Danies LKW, auf dessen Ladefläche der Landy gut verzurrt ist. Tausend Kilometer Fahrt nach Kapstadt liegen vor uns – zurück auf Anfang.



Da Danie tagsüber gearbeitet hat und der Einzige ist, der den großen LKW fahren darf, sind wir nach den ersten fröhlichen Stunden eifrig darum bemüht, ihn am Einschlafen zu hindern. Wir diskutieren buchstäblich über Gott und die Welt. Danie ist seit zwei Monaten stolzer Vater einer Tochter und versteht nicht, dass wir mit Mitte Dreißig weder verheiratet sind noch Kinder haben. „Ihr müsst heiraten – wegen der Bibel!“

Darauf fällt mir nichts Intelligentes ein. Stattdessen zucke ich in jeder Kurve zusammen, weil ich jedes Mal damit rechne, dass wir umfallen. Ich werde erst Monate später wieder am Steuer sitzen; gezwungenermaßen, weil Stefan sich einen Bänderriss zuzieht, aber das ist eine andere Geschichte.

Als die Sonne aufgeht, begrüßt uns schließlich Kapstadts charakteristische, vom Tafelberg beherrschte Silhouette ... zum zweiten Mal.

Panelrite ist der Betrieb der Familie Cross – weiße Mittelständler, die Karosserieumbauten vornehmen. Das Regiment über die rund vierzig Angestellten, ein gemischtes Völkchen, führt Vater Cross. Nach unserer Ankunft geht es erst einmal in sein Büro, wo wir mit Tee und Kuchen versorgt werden. Dann hören wir uns seine Afrikareisegeschichten an.

Steven, sein Sohn, hat vor Jahren eine Transafrikatour von London nach Kapstadt gemacht. Sein Geländewagen war ebenfalls ein Land Rover Defender – ein hergerichteter Unfallwagen. Na, wenn das kein gutes Omen ist! Die Familie ist ganz heiß darauf, uns wieder auf die Straße zu bringen. „Wir sorgen schon dafür, dass euer Auto wieder ein Geländewagen wird, auf den ihr stolz sein könnt.“ Und den ersten Tipp bekommen wir gleich gratis: „Ihr seid viel zu schwer unterwegs. Seht zu, dass ihr Kram loswerdet!“

Danie wird unruhig, er muss zurück. Ich kann nicht fassen, dass er keine Pause machen will. Wir bieten ihm an, ein Hotelzimmer zu bezahlen, damit er wenigstens ein paar Stunden schlafen kann, aber er will nicht. So telefoniere ich mit der Bank, die mir eine Stunde einräumt, um größere Geldbeträge abzuheben, damit ich ihn bezahlen kann, und kurz darauf verschwindet er mit seinem LKW in einer Staubwolke. Danie – einer der Menschen, deren Hilfsbereitschaft ich niemals vergessen werde. Ich hoffe, dass er heil nach Hause kommt, denn wie tückisch afrikanische Pisten sein können, weiß ich jetzt.

Da unser mobiles Zuhause für mehrere Wochen bei Panelrite bleiben muss, ist unsere nächste Aufgabe, ein Dach über dem Kopf zu finden.



Wir melden uns in der St. Johns Waterfront Lodge ein, wo sie uns schon in den Tagen nach unserer Ankunft in Südafrika einen tollen Empfang bereiteten. Zur Begrüßung fällt uns die ganze Belegschaft um den Hals. Dass wir uns so schnell wiedersehen würden, hätte niemand gedacht ...

„Wir sind so froh, dass euch nichts Schlimmes passiert ist!“ Iris, die Besitzerin der Lodge, hat nebenan ein Apartment, das gerade leer steht. Sie bietet es uns zum Freundschaftspreis an, und wir sind überwältigt von so viel Großzügigkeit. Wir breiten unsere Habseligkeiten im Apartment aus und stellen fest, dass Steven recht hat: Wir haben wirklich viel Zeug dabei. Ich habe vor der Verschiffung wie eine Weltmeisterin Lebensmittel eingekauft. Jetzt schaue ich ungläubig auf die vier prall gefüllten Boxen. Offenbar war mein Grundgedanke, dass es in Afrika nichts Brauchbares zu futtern gäbe. Dabei hätte ich Reis, Nudeln und Konserven hier ohne Probleme bekommen. Aus heutiger Sicht vollkommen absurd mutet garantiert unser mitgeführtes Bücherregal an, aber zum Jahrtausendwechsel wurden Reiseführer noch in Papierform durch die Landschaft gefahren ... für manche Reiseziele sogar in mehrfacher Ausführung. Wir misten also gründlich aus, und so manches findet in der Lodge einen glücklichen Neubesitzer.

Unter der Woche sind wir fortan jeden Tag in der Werkstatt. Es gilt viele Entscheidungen zu fällen, wie etwa, welche Karosserieteile wir ausbeulen lassen und welche wir vom Schrottplatz besorgen. In Deutschland würde sich diese Frage niemand stellen – bei unseren Stundenlöhnen setzt sich niemand mit einem Hämmerchen hin und dengelt einen Kotflügel wieder gerade. Aber in Afrika wird das gemacht, genauso wie aus zwei Karosserieteilen eines zu schweißen, wenn zwei zusammenpassende Hälften noch gut sind.

Nach wenigen Tagen gehören wir quasi zur Belegschaft. Das merken wir daran, dass der Chef von der Balustrade vor seinem Büro im zweiten Stock auf die Uhr tippt und zu uns herunterruft: „Ganz schön spät heute!“, wenn die Party in der Lodge am Vorabend mal wieder länger ging und wir nicht pünktlich um sieben Uhr da sind. Wir haben den Innenausbau auf Werkbänke verteilt und flicken ihn wieder zusammen. Viele Holzteile sind beim Überschlag geborsten oder aus der Aufhängung gerissen. Die entsprechenden Stellen verstärken wir nun, da wir verstehen, welche Kräfte auch bei normaler Fahrt auf das Auto wirken.

Für uns fühlt es sich schon bald wie Alltag an, in die Werkstatt zu kommen, in der an zahlreichen Autos parallel gearbeitet wird. Die Angestellten unterhalten sich dabei rege und streiten permanent um Werkzeug. Jeder Deutsche Michel würde hier einen Vogel kriegen.



Es gibt zwar Werkzeugkästen und jede Menge Schubladen und Regale, aber die sind leer. Wenn ein Teil nicht mehr gebraucht wird, bleibt es einfach da liegen, wo es zuletzt benutzt wurde, oder fliegt aus einer Laune heraus in hohem Bogen durch die Luft. Unseren Drang zur Effizienz hängen wir alsbald an die leeren Haken der kahlen Wände.

Jedes Fahrzeug in dieser Werkstatt hat eine Geschichte, und nach einer Weile bin ich gar nicht mehr so scharf darauf, sie alle zu kennen, denn meist sind es keine Storys mit Happy End. Gearbeitet wird strikt nach Stechuhr. Alles andere laugt die Leute nur aus, so die Cross'sche Philosophie. Das Arbeitsende wird mit einer Hupe angekündigt, wir wissen aber immer schon vorher, wenn es bald so weit ist, da sich die Stimmung merklich ändert. Es wird gepfiffen, gesungen und gelacht.

Nach anfänglich unsicherem Beschnuppern nehmen die Berührungspunkte zwischen der Belegschaft und uns zu. Die beiden Mitarbeiter, die an unserem Expeditionsmobil arbeiten, lernen wir besonders gut kennen: der gelernte Karosseriebauer Rowland und sein Helfer Amos. Rowland hat den Land Rover des Juniorchefs hergerichtet, den wir als strahlendes Vorbild täglich vor Augen haben. Amos geht ihm zur Hand und ist sehr bemüht, seine Sache richtig zu machen. Dabei zeigt Rowland viel Geduld mit ihm. Regelmäßig schaut Vater Cross vorbei und stellt immer dieselbe Frage: „Und, gewinnen wir hier?“

Ich bin fasziniert davon, wie weit man einen Land Rover auseinandernehmen kann. Irgendwann ist unser Reisemobil bis auf Motorblock und Rahmen mit Bodenblech zerlegt – von jetzt an geht es bergauf! Zu unserem großen Glück bekommen wir von einem Safariunternehmer aus Johannesburg ein gebrauchtes Dach, da er seine Fahrzeuge für Touren in die Nationalparks umrüstet. Eine weitere gute Nachricht lautet: Der Motor hat beim Salto praktisch keinen Schaden erlitten. Hier tun es kleinere Reparaturen, wie auch am Kühler. Sogar das Fahrgestell ist noch in Ordnung. Es hat keine Risse und wurde nach fachmännischer Vermessung und einigem Augenzudrücken für gerade befunden.

Für die Metallarbeiten an unserem Wagen ist Kevin verantwortlich. Eines Tages hat er eine Halterung für unsere Allzweck-Schaufel gebastelt, für die es nie einen vernünftigen Platz gab. Ich soll sie in meinem Rucksack verschwinden lassen, denn wenn der Chef sie sieht, bekommt er einen Anfall. Kevin freut sich, uns ein Geschenk zu machen, das wir von nun an dabeihaben. Immer wenn sich unsere Blicke begegnen, lächeln wir einander verschwörerisch zu.



Nach zwei Wochen sehen wir endlich Land und können uns zum ersten Mal vorstellen, wie wir mit unserem jetzt bunten Land Rover vom Hof rollen. Die Ersatzteile sind von verschiedenen Fahrzeugen und farblich daher wild zusammengewürfelt. Wir haben Kassensturz gemacht und entschieden, dass wir das Geld lieber in Reisehighlights investieren als in eine einheitliche Lackierung. Das findet der Chef allerdings überhaupt nicht lustig. Kurzerhand weist er seinen Lackierer an, alle Teile schwarz einzufärben. Scheiß auf das Geld, hier geht es um seinen Ruf! Wir protestieren nur fürs Protokoll.

Am 9. Juni 2003 ist es so weit: Der Land Rover ist fertig. Jetzt heißt es Abschiednehmen von der uns so vertrauten Umgebung und den vielen lieb gewonnenen Menschen. Obwohl wir uns wie kleine Kinder freuen, wieder loszufahren, tun wir es mit einem lachenden und einem weinenden Auge.

Zur Krönung wird noch ein Foto fürs Familienalbum gemacht: Der Cross-Klan und wir, samt Landy, vor der idyllischen Kulisse des Table Mountain. Zu guter Letzt noch eine Runde durch die Werkstatt. Wir schütteln sehr viele Hände, werden umarmt und mit guten Wünschen überschüttet. Vor lauter Rührung weiß ich gar nicht wohin mit mir.

Unser ganz persönliches Wiederaufbruchfoto machen wir am Bloubergstrand: blütenweißer Sand, himmelblaues Meer und im Hintergrund Kapstadt mit Signal Hill und Table Mountain. Der Aufbruch 2.0 findet unter neuen Vorzeichen statt, denn die afrikanische Gelassenheit hat längst begonnen, abzufärben. Wir haben die Langsamkeit für uns entdeckt und gelernt, dass es nicht so wichtig ist, irgendwo anzukommen, sondern aufmerksam und mit Freude unterwegs zu sein.

In den folgenden Monaten nehmen wir die Gelegenheiten wahr, die sich uns spontan bieten, bleiben, wo es uns gefällt, beherzigen Tipps von Einheimischen und integrieren die Empfehlungen anderer Reisender in unsere Route, auch wenn sie einen Umweg bedeuten. Dadurch haben wir sehr intensive Begegnungen und erleben unser ganz persönliches Afrika. Welches Abenteuerpotenzial außerdem darin steckt, mit einem Unfallwagen unterwegs zu sein, wissen wir in diesem Moment noch nicht, und das ist auch besser so ...



Unfall-Essenzen

Wenn wir uns ein Thema neu erarbeiten, zahlen wir Lehrgeld, weil wir Fehler machen. Aber wenn wir ehrlich sind, lernen wir aus diesen Fehlern sehr viel mehr als aus Erfolgen – vielleicht nennt man diese Erfahrungen im Volksmund auch deshalb Lektionen. Über so manche Situation habe ich mich trotzdem geärgert, weil ich sie mit besserer Kenntnis manchmal hätte vermeiden können. Damit du meine Fehler nicht auch machen musst, fasse ich meine Abenteuer-Essenzen aus dem Fehlstart in unsere erste Transafrikatour hier zusammen:

- ❶ Im Expeditionsfahrzeug gilt: Alles Schwere muss nach unten. Werkzeug oder gar Ersatzreifen sind nichts für den Dachständer – andernfalls droht der Elchtest.
- ❷ Auf einer Wellblechpiste zu fahren ist tückisch. Langsames Vorankommen erschüttert dich und dein Fahrzeug auf zerstörende Art und Weise und führt zu hoher Materialbeanspruchung. Beim Ausbau sollte man bedenken, dass diese Pisten überall auf der Welt zu finden sind, und auf keinen Fall sollte man sich dann an den Einheimischen orientieren, denn sie fahren meist zu schnell! Mit 100 km/h auf dem Wellenberg zu reiten mag zwar bequemer sein, aber lenken kann man dann nicht wirklich gut. Bei plötzlichen Hindernissen wie Tieren oder – wie in meinem Fall – Kurven (wo kam die eigentlich her?) ist die Chance, noch adäquat zu reagieren, minimal.
- ❸ In Afrika ist die Versorgung mit Lebensmitteln unproblematisch. Der Besuch auf einem Markt wird zum Highlight, weil es hier nicht nur um Handel geht, sondern auch darum, soziale Kontakte zu pflegen. Ein buntes Durcheinander aus Obst, Gemüse, farbigen Tüchern und Geschnatter. Was der europäischen Seele darüber hinaus fehlt, bekommt sie in ausländischen Supermärkten – selbst Nutella!
- ❹ Reisen heißt für mich, den eigenen Rhythmus finden. Im Alltag sind wir es gewohnt, nach Uhr und Kalender zu leben. Jede Stunde wird optimal genutzt; selbst unsere Jahresurlaube verbringen wir so, dass wir innerhalb kürzester Zeit möglichst viel sehen. Dadurch muten wir uns Tage zu, die anstrengend sind, statt einzelne Momente zu genießen und uns dabei zu entspannen. Mir hilft es, mich den örtlichen Gepflogenheiten anzupassen. Afrikaner machen es einem da leicht, denn hier rennt niemand von A nach B oder hält sich an irgendwelche Uhrzeiten. Selbst Busse fahren erst ab, wenn sie voll sind.



- ❶ Das Leben schmeckt bittersüß. Zu einem Traum gehört, dass man das, was einem das Leben präsentiert, gelegentlich aushält, um es danach umso mehr zu genießen.
- ❷ Wenn ich etwas *wirklich* will, tauchen die richtigen Menschen auf, um mir ihre Unterstützung anzubieten. Hilfe anzunehmen ist eine Qualität, kein Makel.
- ❸ Der Wunsch nach Sicherheit liegt in der Natur des Menschen. In den Industrienationen wachsen wir aber inzwischen in der Illusion auf, dass es für alles eine Versicherung gibt – Vollkasko-Mentalität. Aber das Leben lässt sich nicht versichern!